

IX. Zukunftsforum Islam

„Wir sind der andere des anderen.“

In den Schützengräben der Identitätspolitik¹

Michael Kiefer, Düsseldorf/Osnabrück

1. Stuart Hall, der unlängst verstorbene Doyen der Cultural Studies, sprach bereits im Jahr 1996 in seinem Essay „Wer braucht Identität“² von einem explosiven Aufschwung der Diskurse über Identität. Nahezu zwei Dekaden später kann der gleiche Sachverhalt erneut konstatiert werden. Die Integrations- und Islamdebatten, die sich seit dem 11. September 2001 scheinbar in einer Endlosschleife reproduzieren, sind in den Medien der westeuropäischen Staaten omnipräsent und werden von nahezu allen gesellschaftlichen Akteuren mit viel Verve geführt. Zwei aktuelle Beispiele aus entgegengesetzten Lagern sollen hier als Beleg dienen.

Für die islam- und einwanderungsfeindliche bürgerliche Rechte sei hier auf das neue Buch des französischen Starintellektuellen Alain Finkielkraut verwiesen. In „L'identité malheureuse“³ versucht sich der Medienintellektuelle mit viel Pathos als Identitätsbeschwörer und behauptet mit düsteren Prophezeiungen das Ende einer Welt in der Montaigne, Pascal, Voltaire und Rousseau zu Hause waren. Die Ursachen hierfür sind schnell benannt. Frankreich, eine noch bis in die siebziger Jahre homogene Nation, habe sich von einer Kulturnation in ein Land von Unterhaltungsindustrie, Kopftüchern, Pluralismus, Flegelhaftigkeit und Gleichmacherei verwandelt. Heute fühle sich der Franzose inmitten zahlreicher Einwanderer fremd auf eigenem Boden.

Ein weiteres Beispiel bietet die derzeit außerordentlich erfolgreiche neosalafistische Mobilisierung. In der Grundannahme Ihrer Weltdeutung steht gleichfalls ein Dekadenzszenario. Die Mehrheit der heutigen Muslime habe den Pfad der Tugend, der durch Koran, Sunna und Prophetengefährten vorgegeben sei, verlassen. Deshalb befände man sich allerorten in der Bredouille. Um diesen unwürdigen Zustand zu

¹ Auf eine Herleitung des Identitätsbegriffs wird an dieser Stelle verzichtet. Bereits im Jahr 1987 bezeichnete Kar-Michael Brunner den Terminus Identität als „Inflationsbegriff Nr. 1“. Konkret bedeutet dies, dass eine nicht mehr überschaubare Anzahl von Definitionen und Herleitungen Verwendung finden.

² Hall, Stuart: Ideologie, Identität, Repräsentation, Ausgewählte Schriften 4, Hamburg 2004, S. 167.

³ Finkielkraut, Alain: L'identité malheureuse, Paris 2013.

beenden, müsse man schleunigst zur religiösen und gesellschaftlichen Praxis der Altvorderen zurückkehren und hierbei en passant die Ungläubigen bekämpfen.

Die strukturelle Semantik, die beiden Dekadenzszenarien zugrunde liegt, ist alt und bewährt. Es ist die bipolare Anordnung von „Wir“ und die „Anderen“. Beide Gruppen sind stets das Ergebnis eines narrativen Konstruktionsprozesses, der auf die Produktion einer vereinheitlichten, sicheren und kohärenten Identität zielt. Im Resultat erscheint das „Wir“ in einer positiven Selbstinszenierung, die zugleich eine negative Andersheit konstruiert. Klassiker in diesem Kontext sind auf der einen Seite die nationale Identität und auf der anderen Seite emanzipatorische Ansätze, die unter anderem auf die Bildung geschlechtlicher oder ethnischer Identitäten zielen.

2. Eine Identitätspolitik, die mit bipolaren Gruppenanordnungen arbeitet, vergemeinschaftet und grenzt zugleich aus. Identitätspolitik kann daher Teil von Unterdrückung und Herrschaftssicherung sein. Sie wurde in den vergangenen sechs Dekaden aber auch als probates Mittel der Emanzipation verstanden.

In Anlehnung an Stuart Hall können wir seit dem Ende des zweiten Weltkrieges zwei Typen von Identitätspolitik unterscheiden. Der Beginn der Identitätspolitik⁴ reicht zurück bis in die frühen Tage der Dekolonisierung. Das wichtigste Manifest des antikolonialen Befreiungskampfes ist ohne jede Frage Franz Fanons furios verfasstes Werk „Die Verdammten dieser Erde“, das 1961 in Paris erschien. Niemand geringeres als Jean Paul Sartre führt in den Text ein und beginnt mit der Feststellung, dass für eine lange Zeit die Unterscheidung zwischen Menschen und „Eingeborenen“ gegolten habe. Doch damit sei es nun vorbei. Der Kolonisierte habe sich auf eine leidenschaftliche Suche begeben. Ziel sei die Wiedererringung der ursprünglichen Sprache und Kultur und die Befreiung vom kolonialen Joch. Bereits hier ist das Grundmuster einer auf Emanzipation angelegten Identitätspolitik zu erkennen. Der „Eingeborene“ beginnt negative Zuschreibungen positiv umzudeuten. Er erfindet sich quasi neu und generiert hierbei ein neues Kollektiv (Nation). Dieses Muster, das die Ideologien aller revolutionären antikolonialen Bewegungen maßgeblich kennzeichnete, kann insbesondere in den Texten der späteren Black Power Bewegung herausgelesen werden. Hier ist von der „Kolonie im Mutterland die Rede“ und man spricht – so Jens Kastner – „durchgängig und selbstverständlich“ von „unserem Volk“ und folglich von der „schwarzen Nation innerhalb einer Nation“.⁵ Stuart Hall gelangte auf der Grundlage der Analyse der Schwarzenbewegung zu einem vierschrittigen Modell von Identitätspolitik, das hier in einer verkürzten Aufzählung wiedergegeben werden soll. 1. Eine markierte oder marginalisierte Gruppe solidarisiert sich. 2. Die

⁴ Kastner, Jens Petz: „Kein Wesen, sondern Positionierung“ Zur Geschichte der Identitätspolitik, in: ARRANCA!, Nr. 19, Berlin 2000, S. 6-11 und Spik, Linda: Dezentrierte Positionierung. Stuart Halls Konzept der Identitätspolitiken, Bielefeld 2005, S. 15.

⁵ Kastner.

Gruppe nimmt das oder die Stigmatisierungsmerkmale auf und transformiert sie in positive Merkmale. 3. Die Gruppe setzt die neugewonnenen Merkmale als zentral (Vereinheitlichung). 4. Es wird eine Front gegenüber den Anderen gebildet. Es liegt auf der Hand, dass eine so vollzogene Identitätspolitik erhebliche Risiken in sich birgt. Bereits Fanon hatte darauf hingewiesen, dass die Ideologie eine antikoloniale Bewegung durchaus zum „Schmalspurfaschismus“ degenerieren könne. Anschauungsmaterial hierfür bietet aus postmoderner Perspektive der mitunter gewaltförmige Neotribalismus. Nach Zygmunt Baumann kann die Angst der Menschen vor einer scheinbar regellosen Welt, die keine Sicherheit und Gemeinschaft bietet, den Nährboden für Gewalt bieten. Eickelaspach und Rademacher nennen hierfür zwei Gründe. Erstens seien heutige Gemeinschaften erheblich flüchtiger und durchlässiger als vormoderne Gemeinschaften. Dies habe unscharfe Unterscheidungen zwischen einem Wir und den anderen zur Folge. Die Neostämme der Postmoderne seien deshalb gezwungen das „Freund/Feind und Innen/Außen-Schemata“⁶ – kurzum die Andersartigkeit des Andern in Permanenz zu bearbeiten. Dieser mühsame Prozess könne die Versuchung nähren sich einer Fremdgruppe mit Gewalt zu entledigen. Zweitens hätten die Neostämme in einer Medien- und Informationsgesellschaft das außerordentlich starke Bedürfnis nach Aufmerksamkeit. Dies könne zu zwanghaften, aufdringlichen und mitunter gewalttätigen Selbstemblematisierungen führen.⁷ Anschauungsmaterial hierfür bietet die bereits erwähnte gewaltbefürwortende neosalafistische Szene, die nicht müde wird sich in selbstfabrizierten Videos in martialischer Gestalt zu feiern.

Die Kritik an den alten Identitätspolitiken und insbesondere an essentialistischen Identitätskonzepten führte zu einer Reihe von Neupositionierungen in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Insbesondere Hall kritisierte die an Fanon orientierten Politikformen als unhistorisch. Die Vorstellung eines gemeinsamen Erfahrungshorizonts - oder anders formuliert die Präsentation von Afrika als einem einheitlichem gesichtslosen Gebilde - führe zur Nichtung aller sozialen, regionalen und kulturellen Differenzen. Hall forderte dazu auf das Denken über Identität „strategisch und standpunktbezogen zu erneuern.“ Im Gegensatz zur vorherrschenden Semantik könne man nicht an einem Identitätsbegriff festhalten, der von einem stabilen Kern ausginge. Stattdessen müsse konstatiert werden, dass Identitäten niemals einheitlich seien.

„In der Spätmoderne erscheinen sie zunehmend fragmentiert und zerstreut, jedoch niemals eindeutig. Identitäten sind konstruiert aus unterschiedlichen, ineinandergreifenden, auch antagonistischen Diskursen Praktiken und Positionen. Sie sind Gegenstand einer radikalen Historisierung und beständig im Prozess der der Veränderung und Transformation begriffen.“⁸

⁶ Eickelaspach, Rolf; Rademacher, Claudia: Identität, Bielefeld 2004, S. 52f.

⁷ Eickelaspach/Rademacher, S. 53.

⁸ Hall, S. 168.

Folglich sind für Hall kulturelle oder ethnische Identitäten lediglich Identifikationspunkte oder Nahtstellen, die innerhalb der Diskurse generiert werden. Sie seien kein Wesen, sondern Positionierung. Folglich müsse eine erstrebenswerte Identitätspolitik 2 „Ähnlichkeiten/Kontinuitäten als auch auch Differenzen/Brüche in den ökonomischen und kulturellen Situationen miteinbeziehen.“⁹

3. Doch was bedeutet dies für eine auf Emanzipation zielende Politik? Wie verhält es sich mit dem „Wir“ und unter welchen Bedingungen und wie kann Identität eingesetzt werden? Mit Blick auf die Integrations- und Islamdiskurse der vergangenen zehn Jahre scheinen positive Antworten kaum möglich. Vor allem die Islamdebatte zeigt, dass Identitätspolitik von „oben“ und „unten“ zu einer erheblichen Verengung des Blickfeldes führen können. Fokussiert wird nur noch das gemutmaßte Religiöse. Religion wird so zum zentralen und dauerhaftem Merkmal erklärt und der Zuwanderer erfährt eine umfassende Islamisierung bzw. „Überislamisierung“. Viele junge Muslime reagieren auf diese Islamisierung und damit verbundener negativer Zuschreibungen mit der Entwicklung neuer Identitätsmuster, die wiederum als Umdeutung negativer Anwürfe betrachtet werden können. Resultat ist eine Gegenüberstellung von Wirgruppen. Die Aufstellungen erfolgen häufig nach den dichotomen Grundmustern: säkular aufgeklärte Zivilgesellschaft – rückständige Muslime oder in der umgepolten Variante aufrechte Muslime – dekadente Mehrheitsgesellschaft. Diese bipolaren Anordnungen, die in zahlreichen Variationen zu beobachten ist, bergen bekanntlich ein erhebliches desintegratives Potential. Angesichts dieser Fakten und vor dem Hintergrund des Scheiterns einer auf Emanzipation setzenden Identitätspolitik sollte ernsthaft erwogen werden, das Schützengrabensystem der Identitätspolitik dauerhaft aufzugeben, denn „keiner von uns weiß, wie er (der Stellungskrieg) zu führen ist. Keiner von uns weiß, ob er überhaupt geführt werden kann“.¹⁰

⁹ Kastner.

¹⁰ Hall, Stuart zitiert in Spik, S. 16.